



MARCHIVUM

MANNHEIMS ARCHIV
HAUS DER STADTGESCHICHTE
UND ERINNERUNG



MARCHIVUM Druckschriften digital

Hakenkreuzbanner. 1931-1945 13 (1943)

7 (7.1.1943) Donnerstag-Ausgabe

[urn:nbn:de:bsz:mh40-306521](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh40-306521)

Verlag u. Schriftleitung
Mannheim, R. 3, 14-15
Fernr.-Sammel-Nr. 35421
Erscheinungsweise: 7 x
wöchentl. Zur Zeit ist
Anzeigenpreisliste Nr. 13
gültig. - Zahlungs- und
Erfüllungsort Mannheim.

Kriegsfreiheitsbanner

NS-TAGESZEITUNG FÜR MANNHEIM U. NORDBADEN

Bezugspreis frei Hau
2.- RM. einschl. Trä-
gerlohn, durch die Post
1.70 RM. (einschließlich
21 Rpf. Postzeitungs-
gebühren) zuzüglich 42
Rpf. Bestellgeld. - Ein-
zelverkaufspreis 10 Rpf.

Donnerstag-Ausgabe

15. Jahrgang

Nummer 7

Mannheim, 7. Januar 1943

Die Gesamtlage bleibt fest in unserer Hand

Unverminderte schwere Abwehrschlacht im Don-Gebiet / Was ist ein Stützpunkt?

(Von unserer Berliner Schriftleitung)

G.S. Berlin, 6. Januar.

Im südlichen Frontabschnitt und zwar im Don-Gebiet, südlich des Dons und im Kaukasusgebiet dauert die schwere Abwehrschlacht an, die von unseren Soldaten und den weiter mit ihnen kämpfenden Italienern und Rumänen das Letzte an Standfestigkeit und Fähigkeit verlangt. Immer noch gilt das, wie seit dem ersten Tage des Ostfeldzuges sich zeigte: Unbekümmert um Verluste jagt der Feind die Masse Mensch gegen unsere Stellungen, und außerordentlich groß ist nach wie vor die Zahl seiner Panzer, Geschütze und Minenwerfer. Unsere Soldaten hören es nicht gern, wenn man viel Worte über das macht, was sie heute wieder im Don- und Terekgebiet vollbringen, wo sie ihren durch nichts zu brechenden Mut und ihre höhere Kampfkraft der Sowjetmasse entgegenstellen. Diese Soldaten und ihre überlegene Führung hindern es, daß die Sowjets mehr als taktische Einbrüche erzielen können. Sie stoßen auch immer wieder vor, zerschlagen dabei feindliche Abteilungen, zerquetschen vorgeschobene sowjetische Angriffskette. So ist bei allem Ernst der Kämpfe die Gesamtlage fest in unserer Hand.

Der Ausdruck „Stützpunkt“ ist in letzter Zeit häufiger im OKW-Bericht und in PK-Berichten erwähnt worden. Wie sieht ein solcher Stützpunkt in der elastischen Front im östlichen Winterkrieg aus? Der Kriegsbericht Gerhard Enskötter schildert von einem Abschnitt der Mittelfront diese unterirdischen Bunkerstädte, die unabhängig von der Hauptkampflinie zu Widerstands-Schwerpunkten aussersehen wurden. Diese Stützpunkte, deren Kampfkraft zwischen einem 10-Mann-Kampfstand und einer vielfach stärkeren Gruppe von großer Feuerkraft schwankt - Weilkije Luki ist z. B. ein solcher Stützpunkt - befinden sich an strategisch wichtigen Punkten bei Ortschaften, auf bewaldeten Höhen oder in sonstigen vom Gelände begünstigten Plätzen. Bei Massenangriffen des Gegners hat der Stützpunkt die Aufgabe, die feindlichen Kräfte aus eigener Kraft flankierend zu zersplittern und aufzureiben. Der Stützpunkt verharret gleichsam als Stachel im Fleisch des Gegners. Man sieht aus diesem PK-Bericht, daß jenes Bild aus den Schlachten des vergangenen Winters, wo die Fronten zuweilen überraschend verschachtelt waren, sich auch in der be-

weglichen Abwehr des jetzigen Winterkrieges wiederholt.

Zur Verstärkung ihrer Angriffsmassen haben die Sowjets im Laufe des Herbstes die neu ausgebildeten Reserven aus Sibirien an die Front geschafft. Ein Korrespondent der Tokioter Zeitung „Asahi“ berichtet von der mandchurisch-sowjetischen Grenze, daß der Stand der sowjetischen Fernost-Armee im letzten Jahr weiter erheblich gesunken ist. Er hat beobachtet, daß die Grenzwehr im Abschnitt Tschita bereits vorwiegend von Frauen gestellt wird, denen Kommissare und bewaffnete Arbeiter zugeteilt sind.

Vierzehn mal durch das Feindfeuer

Berlin, 6. Jan. (HB-Funk)

Besondere Beweise seiner Unerschrockenheit lieferte dieser Tage südöstlich des Ilmensees ein Sanitätsunteroffizier. Mehrfach brachte er im schwersten feindlichen Feuer Verwundete vom Gefechtsstand in die deutschen Linien zurück. Als er einen Verwundeten aus vorgeschobener Stellung zurückschleppte, versuchten nachdrängende Bolschewisten ihm den Weg abzuschneiden. Mit Maschinenpistole und Handgranaten kämpfte der Unteroffizier sich durch und brachte seine

Kameraden in Sicherheit. An anderer Stelle durchbrach der Sanitätsunteroffizier vierzehnmal eine freie Ebene, um Verwundete zu bergen, die ständig unter feindlichem Feuer lag. Genau so kaltblütig bewies er sich am Abend des gleichen Tages, als er mit seiner Trägerkolonne in feindlichen Angriff hineingeriet und kämpfend alle von ihm geborgenen Schwerverwundeten sicher in die rückwärtigen Stellungen brachte.

51 Sowjetflieger abgeschossen

Berlin, 6. Jan. (HB-Funk)

Deutsche Jäger errangen im Laufe des Mittwoch über dem mittleren Abschnitt der Ostfront und dem Ilmenseegebiet einen neuen großen Erfolg. Bei Zerschlagung starker feindlicher Tieffliegerangriffe wurden 44 Sowjetflugzeuge, darunter eine große Zahl gepanzerter Schlachtflieger, in heftigen Luftkämpfen abgeschossen. Flakartillerie der Luftwaffe richtete ihr Feuer gegen bolschewistische Luftstreitkräfte im Raum Weilkije Luki und brachten sieben Sowjetflieger zum Absturz, so daß die Sowjets am Mittwoch nach den bisher vorliegenden Meldungen 51 Flugzeuge verloren.

Hauptproblem: Beseitigung der U-Boot-Gefahr

„5. amerikanische Armee“ in Nordafrika / USA-Waffen „nicht voll perfekt“

Stockholm, 6. Jan. (Eig. Dienst)

Die Amerikaner haben weitere Truppen nach Nordafrika geschickt. Dies geschah offenbar aus der Erkenntnis, daß ihre militärische Einschaltung gegenüber dem Achsenwiderstand in Tunesien bisher zu gering war, um über die unblutigen Landungen in Marokko und Algier hinaus irgendwelche Erfolge zu erzielen, aber auch zur weiteren Stützung ihrer Stellung gegenüber den Engländern. Es ist amtlich bekanntgegeben worden, daß nunmehr die „5. amerikanische Armee“ in Afrika stehe, und zwar unter dem General Clark, Eisenhowers bisherigem Stellvertreter. Er leitete die geheime Mission in Nordafrika, die den Überfall vorbereitete. Eisenhower hat somit, wie sein Hauptquartier mitteilt, die 1. englische und 5. amerikanische Armee unter sich.

Die militärischen Schwierigkeiten in Nordafrika werden jetzt auch auf amerikanischer Seite als groß eingeschätzt, daß nur nach dem Rückgang der Versenkungen und sorgfältigen Ausbau der Sicherung sie weitere Fortschritte verheißten könnten. In einer amerikanischen Darstellung aus Eisenhowers Hauptquartier heißt es, der Krieg in Nordafrika sei vor allem ein Maschinenkrieg, und der Ausgang des Kampfes hänge in vielen Fällen von der Qualität der Waffen ab. Die amerikanischen hätten sich zwar im allgemeinen bewährt, aber man erkenne doch, daß sie „nicht voll perfekt“ seien.

Eine andere ebenfalls amerikanische Dar-

stellung sagt, parallel mit dem Kampf auf dem Land gehe eine Kraftprobe zur See und in der Luft vor sich, deren Ziel die Landungshäfen, Zufahren und Verbindungswege seien. Beide Partner sind sich darüber klar, daß der, dem es glückt, die größte Menge Material und Truppen heranzubringen, die größere Chance hat, wenn die Regenzeit vorüber ist. Alle Einzelheiten, in denen diese Berichte schweigen, sind so gehalten, als wären sie für die Angelsachsen günstig. Sie verraten aber immerhin deren wachsende Sorge und Ungeduld, vor allem, weil alle festgesetzten Termine überholt sind.

Ein offiziöser Kommentar des Londoner Nachrichtendienstes vom Mittwoch erklärt, jede weitere Aktion der Verbündeten sei überhaupt nur möglich, wenn vorher die U-Boot-Gefahr beseitigt werden könnte.

Die Ausbeutung Nordafrikas

Rom, 6. Jan. (Eig. Dienst)

Die angelsächsischen Wirtschaftskommissionen in Nordafrika haben untereinander einen Vertrag geschlossen, der die Aufteilung der nordamerikanischen Rohstoffe festlegt. Danach sollen an die USA Manganerze, Kobalt und Kork, nach England Gold, Silber, Naturöl, Schiefer, Kies, Phosphate und Eisenerze geliefert werden. Dieser Vertrag beleuchtet in drastischer Weise die Raubpolitik der Briten und Amerikaner, die den Besitz anderer untereinander aufteilen.

Roosevelts Haushaltsplan für 1943 ist natürlich wieder ein Rekordtat von rund 100 Milliarden Dollar. Man erwartet daher Forderungen, alle Ausgaben für nicht kriegswichtige Zwecke auf ein Minimum heruntersinken zu lassen und sogar zu versuchen, ob auch bei den direkten Kriegsausgaben nicht eine Drosselung möglich sei. - Hand in Hand damit gehen Forderungen auf Beschränkung der Befugnisse verschiedener Krisenorgane, die bisher praktisch beschränkte Vollmachten gehabt und hiervon offenbar ungehemmt Gebrauch gemacht haben. Das Finanzministerium hat neue Einnahmenvorschläge angekündigt, und der Chef des sogenannten wirtschaftlichen Stabilisierungsprogramms, Byrnes, ist mit Festlegung neuer Steuervorschläge betraut worden.

Roosevelt wird, wie man annimmt, seine Forderungen nach Vollmachten für Suspension der Zoll- und Einwanderungsgesetze nach Bedarf der Kriegsanstrengungen erneuern, die der alte Kongreß abschlug. Einflußreiche Kreise der demokratischen Partei suchen ihn ferner zu einem Aufschub des Sozialversicherungsplanes zu bewegen, der analog zu dem englischen Beveridge-Bluff die Gürtung in den arbeitenden Massen abfangen soll. Roosevelt kann jedoch hiervon schwerlich abgehen, da gerade dies einen Kernpunkt seiner Ablehnungs- und Vertröstungsstrategie darstellt, die der amerikanischen Öffentlichkeit all die unsinnigen Kosten und unerwarteten Lasten des Krieges durch Zukunftsverheißungen schmackhaft machen soll.

Napoleons Wintermärchen

Mannheim, 6. Januar.

„Daß es uns gelungen ist, den uns zugehenden napoleonischen Zusammenbruch zu vermeiden, war ebenso sehr eurer Tapferkeit wie eurer soldatischen Können, eurer Treue wie eurer Standhaftigkeit zu verdanken“. Mit diesen Worten sprach der Führer seine Soldaten in dem Tagesbefehl zu Neujahr an. Sie weisen hundertdreißig Jahre zurück auf den Zusammenbruch des napoleonischen Angriffs auf Rußland. Was wissen wir heute noch darüber? Die Erinnerungen aus den Schulstunden sind meist verblaßt. Sie gehen im allgemeinen dahin, daß Napoleons Heer im kalten russischen Winter zugrunde ging, was seinen Sturz in Europa einleitete.

Nun ist es gerade heute, wo wir wieder mitten im heftigen Kampf gegen Rußland stehen, höchst interessant, Napoleons russisches Schicksal genauer zu untersuchen. Wie in vielen Dingen der Geschichte, so hat sich auch hier eine falsche Vorstellung festgesetzt. Tatsache ist nämlich, wie die besten Kenner dieser Geschichtsepoche übereinstimmend feststellen, daß nicht eigentlich der russische Winter Napoleon in Rußland scheitern ließ, sondern das bis dahin stets bewährte staatsmännische und militärische Genie des Korsen hat plötzlich versagt. Napoleon hat dann selbst das Märchen vom „General Winter“ aufgebracht, um das Mißlingen des Feldzuges mit „höherer Gewalt“ entschuldigen zu können. Diese Legendenbildung setzte mit dem berühmten gewordenen 29. Bulletin, datiert aus Molodetschno vom 3. Dezember 1812, ein, in dem mit ganz modern anmutender propagandistischer Artigkeit unter vielen beschönigenden Wendungen das Ende der „Großen Armee“ eingestanden und alle Schuld dafür auf die böse russische Kälte abgeschoben wurde.

Daß darin System lag, zeigt Napoleon in der bekannten Unterredung mit Metternich in Dresden am 26. Juni 1813, die dem Eintritt Österreichs in den Befreiungskrieg vorausging. Der Franzosenkaiser führte dabei wieder ausdrücklich an: „Die Kälte von Moskau hat sie demoralisiert“, was natürlich dem abgebrühten Metternich keinen Eindruck machen konnte. Noch auf seinem Verbannungssitz St. Helena erzählte die gestürzte Größe dem englischen Arzt O'Meara „das Wintermärchen“ in der Form, daß der russische Winter seit fünfzig Jahren nicht mehr so früh und so heftig eingesetzt habe als damals im Jahre 1812. Napoleon sagte dabei, er habe eine Berechnung des Wetters auf fünfzig Jahre nach rückwärts anfertigen lassen und gefunden, daß die strengste Kälte in Westrußland nie vor dem 20. Dezember eingesetzt habe. Im Jahre 1812 sei sie dagegen schon 18 Tage früher, am 2. Dezember, gekommen.

Diese Winterkälte kommt uns heute nicht mehr erschütternd vor. Das bereits angeführte Bulletin von Molodetschno erwähnt Temperaturen von 16 bis 18 Grad unter Null. Auch wenn wir annehmen wollen, es seien nicht einige Kältegrade „aufgerundet“ worden, so muß man zugeben, daß vor allem die an mildes Klima gewöhnten französischen Truppen durch eine solche Kälte empfindlich getroffen werden konnten. Aber denken wir vergleichsweise daran, daß wir im schlimmsten Winter 1941/42 in Rußland 40 und mehr Kältegrade gemessen haben. Der tatsächliche Verlauf des napoleonischen Feldzuges erweist aber, daß die größten Verluste zur Zeit ganz normaler Temperaturen eingetreten sind. Das bestätigt einer der besten Kenner der napoleonischen Geschichte, der Wiener Historiker August Fournier in seiner Biographie Napoleons (3. Auflage 1913) mit folgenden Sätzen: „Alles hatte die böse russische Kälte getan. Vor dem 6. November sei das Heer noch stolz und stattlich und siegreich gewesen, bis das fürchterliche Klima es verdrab und verzehrte. Daß er selbst, und nur er selbst, das Verderben herbeigeführt hatte, verriet der kaiserliche Autor mit keinem Wort. Von seinem unausgesetzten Vorwärtsstürmen über Wilna, Witebsk und Smolensk hinaus in der heißen Zeit des russischen Sommers, der dem Heer viel mehr Leute gekostet hat als der Winter, davon war nichts zu lesen.“

Dieses eindeutige Urteil stützt sich auf objektive Berichte über den wahren Verlauf des Feldzuges. Napoleon zog von Ostpreußen über Wilna, Witebsk, Smolensk nach Moskau. Etwa nach einem Monat beinahe kampflosen Vormarsches in Rußland, noch bevor die erste große Schlacht, die um Smolensk vom 16. bis 18. August, stattgefunden hatte, da hatte die „Grande Armee“ schon nahezu ein Drittel ihres Bestandes verloren. Die „Fouragiere“ mußten 130 000 Mann aus den Mannschaftröcken streichen. Schuld daran waren nicht einige kleine Gefechte, sondern vor allem die Marschanstrengungen und die völlig ungenügende Verpflegung. Und das obwohl, wie R. Brice in seinem Buch „Das Geheimnis Napoleons“ mitteilt, in Wilna 18 und in Witebsk 15 Rasttage eingeschoben worden waren. Diese Vormarschverluste waren also größer als die Verluste in den Schlachten selbst, denn bei Smolensk verlor Napoleon 10 000, bei Borodino 28 000 Mann. Ja, diese Anmarschverluste waren sogar zahlenmäßig weit größer als die Verluste des sechswöchigen winterlichen Rückzuges, die einschließend der Übergangskatastrophe an der Beresina insgesamt 88 000 Mann betrug, alle

Wieder Dorf- und Stadtgerichte

Breslau, 6. Jan. (HB-Funk)

Den Höhepunkt des Besuches des Reichsjustizministers Dr. Thierack in Breslau bildete am Dienstagabend die Großkundgebung der NSDAP in der Jahrhunderthalle. Besonders stark war der Beifall der Versammelten bei den Ausführungen Dr. Thieracks über seinen Plan der Wiedereinführung der Dorf- und Stadtgerichtsbarkeit, durch die dem Volke selbst wieder die Möglichkeit gegeben werden soll, Recht zu sprechen.

Der neue USA-Kongreß zusammengesetreten

Verknappte Roosevelt-Mehrheit / Das Spiel um ein Kriegskabinet und die Kriegsvollmachten

(Eigene Meldung des „HB“)

Stockholm, 6. Januar.

Der im November teilweise neugewählte USA-Kongreß ist am Mittwochabend europäischer Zeit zur neuen Sitzungsperiode zusammengesetreten. Die erste Sitzung war mehr eine formelle Angelegenheit. Der Kampf im Senat und im Abgeordnetenhaus, der durch die Neuwahl vieler Roosevelt-Gegner in das Parlament verursacht wird, dürfte erst am Donnerstag beginnen, wenn Roosevelt seine Forderungen dem Kongreß unterbreitet hat. Nordamerikanische Agenturen kündigen bereits im voraus an, daß es viele Auseinandersetzungen geben werde. Sie werden sich nicht auf das außenpolitische Gebiet erstrecken, sondern an innerpolitischen Fragen entbrennen. Beispielsweise ist das Problem der Finanzierung des Krieges höchst umstritten, die neue Steuergesetzgebung, die geplante weitere Erhöhung der Einkommensteuer, ferner die Ausdehnung der Lebensmittellieferungen dürften zu hitzigen Debatten führen.

Der wahre Kampf gilt aber der Machtstellung, die sich Roosevelt auf Kosten des Parlaments erstritten hat. Durch Versuchballone des Präsidenten ist bekanntgeworden, daß er sich mit dem Plane trägt, ein besonderes USA-Kriegskabinet zu schaffen, also ein kleines von ihm geleitetes Gremium, dem der Kongreß noch größere Vollmachten übertragen soll. Die Gesetzgebung soll noch mehr als im abgelaufenen Jahr durch Verordnungen erfolgen, womit die Macht des Kongresses wiederum ver-

mindert würde. Welche Pläne Roosevelt im einzelnen hat, ist im Augenblick noch nicht bekannt. Nach einer Version wird es sich um einen Vierer-Ausschuß handeln, dem der Jude Bernard Baruch, Admiral Leahy, Harry Hopkins und der Stabilisierungsdirektor Byrnes angehören würden. Nach einer anderen Meinung soll das Kriegskabinet größer werden und außerdem den Vizepräsidenten Wallace, den Kriegsproduktionsleiter Nelson, den Landwirtschaftsminister Wickard und den Leiter des Arbeitseinsatzes MacNutt als Mitglieder enthalten.

Der Hintergrund dieser nun entbrennenden Auseinandersetzungen wird auch von dem Washingtoner Korrespondenten der Londoner „Daily Herald“ ans Tageslicht gezogen: „Den Vollmachten, die Roosevelt von einem früheren Kongreß für Kriegzeiten eingeräumt wurden, gilt der eigentliche Kampf. Wie weitgehende Sondervollmachten Roosevelt besitzt, ergibt sich schon allein daraus, daß er während der letzten Sitzungsperiode des Kongresses, ohne das Parlament zu fragen, 890 Verordnungen erließ.“

Die demokratische Mehrheit im dem jetzigen Kongreß ist knapper als irgendeine seit 1933. Sie ist nach den letzten Ersatzwahlen im Repräsentantenhaus von 96 auf 14, im Senat von 36 auf 19 heruntergegangen. Die republikanischen Mitglieder des Repräsentantenhauses haben beschlossen, den Nachdruck auf Untersuchung der Leih- und Pachtpraxis zu legen, da die hierfür geschaffenen Gesetze im Juni ablaufen, sowie auf die Handelsabmachungen mit den Verbündeten.

Hanni ist... was ich jetzt... Sieh doch... die große Platte... turtelchen... Dann führt... und zeigt ihr... für kleine M... men wird... kleinste - be... keit genom...



unbedingt br... (Fortkochen)... sen in Koch... ders sparsam... einem Turm...

Dabei geht... der Strompre... Denn Strom... Rüstungsar... trachtet wir... den Haushalt... atromverbrauch... und richtige... sparen, so ko... sammen, des... dauernd mit...

Wenn es fr... deutet, insges... ersparten Str... Mahnung: Strom spar...

Sieben Rit... den komme... Ortsgruppen... du dich für...

Der örtliche... „Adler“ seine... zeitig konnte... zahl auch im... konnte, auf s... blicken, in ch... durch den na... dacht. Den... wieder das F... Bußjäger. Di... renden Ausfu... Gemüsebaues... baues. Der... schienenen m... zeichnete die... gli und gab... Sein besonde... durch die ve... genen Lücken... dadurch herv... vermehrte A... und Spindelbl... lung bildete... alle Anwesen... Zum Schriftst... stellt.

Das Jahr 1... besitzer eine... schaftung. E... höhere Ertr... gehört ein p... der Winterr... schaftungsplan... zellen Kultu... die Einhalten... ten. Die sta... Lauch, Gurk... mist- oder... möglich auch... müse werde... Vorjahre die... ten nur Har... wie Erbsen u... im Vorjahre... waren und e... Durch diese... Nahrungssto... Boden gesun... An Dünge... 1 a-100 cm e... pelte Menge... rechnet man... und 4 kg K... man zweckm... darf nicht m... zusammen g... besten für si... Besonders... winternten Ge... sind zu übe... und bei gell... Gemüseteile... Der Kom...

Monatelang im gleichen Unterstand und Grabenstück

Kann sich die Heimat das vorstellen? / Ein Kriegsbericht aus dem Alltag der schneesturmumtosten Front im Osten

waffenlosen und kranken Nachzügler dabei schon als Verluste eingerechnet. Da, wie gesagt, der Vormarsch in der Sommerhitze rund 130 000 Mann gekostet hatte, zeigt sich, daß man mit noch größerem Recht die Schuld auf den russischen Sommer hätte schieben können. Aber weder Hitze noch Kälte hätten sich so auswirken können, wie sie es taten, wenn der Feldherr Napoleon sich in der richtigen Organisation des Marsches bewährt hätte. Seine Soldaten hungerten schon beim ersten Vormarsch im Juli 1812 in Massen, daher die Anfälligkeit gegen Witterung und Krankheiten aller Art. Der Hunger, oder militärisch ausgedrückt die mangelnde Verpflegung, begleitete die „Große Armee“ schon seit dem Übergang über die Memel, weil der Nachschub in heute kaum vorstellbarer Weise versagte. Die Soldaten waren von Anfang an zur Marode - d. h. zur Ernährung aus dem Land selbst - gezwungen, was die Disziplin weitgehend untergrub. Nach einer Meldung des Marschalls Mortier starben sogar in der von Napoleon besonders umsorgten kaiserlichen Garde die Soldaten schon vor Wilna zahlreich an Hungerserscheinungen oder sie begingen deswegen Selbstmord. Wenn aber der Nachschub schon beim Ausmarsch und im Sommer so versagte, was für Zustände müssen dann erst im Winter geherrscht haben, ganz gleich ob die Temperaturen hoch oder niedrig waren! Fournier schreibt dazu: „So war schon auf der Strecke von Kauen bis Wilna eine Unordnung eingerissen, die sich nicht wieder beseitigen ließ. Das Ende lag bereits im Anfang begründet.“

PK im Osten, Anfang Januar
Wie sich das kleine Tal in sommerlichen Tagen zeigt, vermögen wir nicht zu schildern. Es wird aber so sein, wie viele dieser kleinen Täler und Schluchten hierzulande sind: grüne Flächen mit blühenden Margueriten und Kornblumen und Butterblümchen, vereinzelte Tannen- und Birkengrüppchen, Sträucher und Gestrüpp. Nein, es ist gewiß kein schönes Fleckchen Erde, dieses kleine Tal in irgendeinem Winkel der Front, auch sommers nicht, und doch vermochte es vor wenigen Wochen noch den Grenadieren sicherlich mehr zu geben als heute.
Jetzt ist es Winter geworden. Augenblicklich hast du höchstens zweihundert Schritt rundum Sicht, der Schneesturm heult und wütet, fegt durchs Gestrüpp, wirbelt Abermillionen weißer Kristalle durcheinander und türmt sie zu meterhohen Schneewehen auf. Es ist kein Laufen und Gehen mehr. Wir stapfen, schweratmend, mühsam und langsam den Hang hinauf, dem wütenden Sturm entgegen und durch knietiefe Schneemassen. Wie Nadelstiche peitschen Eiskristalle die Gesichter.

Droben auf dem Kamm der Höhe verläuft die deutsche Hauptkampflinie. Zu normalen Zeiten ginge es nicht, daß man hier einfach so herumgeht und in die Gegend schaut. Da gäbe es mächtig Zunder, mit Granatwerfern und sonstigen unangenehmen Dingen, oder ein Scharfschütze nähme einen auf Korn. Heute können die Rheinländer sogar am Drahthindernis herumfummeln und Minen im Schnee verstecken. Die da drüben können bei dem tollen Wetter ja nichts bemerken.
Wo aber ist die Hauptkampflinie? Wo die Unterstände, der Graben oder die Schützengraben? Nichts zu sehen. Bewegt sich da nicht eine weißvermummte Gestalt? Es ist ein Posten; bis zum Bauch steht er im Schnee und starrt durch das wilde Gestöber hinüber. Und

jetzt erkennen wir auch die Umriss des Grabens, der über Nacht völlig zugeweiht wurde. Weiter rechts wird eifrig geschaufelt. „Es hat keinen Zweck“, meint der Posten, „in einer Stunde ist wieder alles zugeweiht!“
Auch die Schießscharte am MG-Stand ist völlig zugeschnitten. „Da müßt ihr euch irgendwas hinmachen, so eine Art Schieber - aus Holz oder Tannenzweigen oder Tuch, der man beiseite schießen kann, wenn sie kommen.“

„Jawohl“, erwidert der Uffz. seinem Kompaniechef, „wir haben schon was ausgeknobelt, und morgen können wir uns die Schaukel schenken.“
Der Graben zieht auf dem Kamm der Höhe hin. Die Talsohle läßt er unberührt. Dort läuft nur das Drahthindernis. „Genügt“, meint der Gruppenführer, „von da oben können wir jeden Winkel bestreichen, soweit man schauen kann.“ Drüben, auf der andern Talseite, fängt der Herrschaftsbereich der andern Kompanie an. Ein paar hundert Meter sind es wohl bis zu denen. Sie haben einen ähnlichen MG-Stand wie einen Eckfeiler am äußersten Ende des Grabens. Ihr Schußfeld ist genau so prima. „Wer hier angreift, kommt nicht auf die Füße“, sagt der Unteroffizier.

Da ist auch der Unterstand des Kompaniechefs. Stabil und beschußsicher. Zwei, drei Balkenlagen, eine dicke Schicht gefrorener Erde. Ein gemauerter Ofen strahlt angenehme Wärme aus. Zwei Bettgestelle, ein Tisch, etliche Hocker, Gestelle, ein Spiegel, ein kleines Bücherregal. Hier leben sie nun schon ein paar Monate.
Wenige Dutzend Schritte weiter ist der Unterstand der Grenadiere, die dieses winzige Stückchen aus der riesigen Schlange der deutschen HKL im Osten zu verteidigen haben. Ein großer, dunkler Unterstand, und doch zu klein, zu eng, für die sechzehn Sol-

daten. Einige sind im Graben mit Schneeschaufeln beschäftigt, der und jener steht auf Posten, ein halbes Dutzend halten sich im warmen Bunker auf.
Dreiviertel des Platzes nehmen die Betten ein, durch ein kleines Fensterchen stutet etwas Tageslicht. Aus dem Dunkel, aus dem hintersten Winkel des Erdloches taucht noch ein Gesicht auf und dann noch eines, und dann stehen sie dir alle gegenüber. Du siehst dich langsam um, von einem zum andern, und machst dir deine Gedanken. Hier also werden die fünfzehn Grenadiere und ihr Unteroffizier einen langen, langen Winter erleben und verleben müssen. Mancher kennt das schon, viele stehen aber auch zum erstenmal vor dem Erlebnis. Das sind die Jungen, die erst seit Wochen bei der Kompanie sind.

Fünf Monate werden sie Tag für Tag die weiße Hölle vor Augen haben, werden nichts sehen als ihren Kompaniebereich, dieses Stückchen Graben, den Stachelndraht da vorne und dahinter die Stellung der Bolschewisten und den Wald, im eigenen Rücken die Hütten des halbzerstörten Dorfes. Wie weit ist allein die Rollbahn von ihrer Stellung entfernt! Und erst die nächste Eisenbahn! Und erst die Bahnlinie, die nach Deutschland führt!

Kann sich die Heimat ausmalen, wie ihre Söhne leben und hausen? Du kannst es malen und zeichnen, fotografieren und beschreiben, sie wissen zu Hause doch alle nicht, wie es in Wirklichkeit in so einem winterlichen Schützengraben und einem muffigen, dunklen Unterstand aussieht, wo, notgedrungen, einer auf dem andern hockt und wo immer wieder Tage oder auch Wochen kommen, in denen der eine den andern nicht sehen kann, auch wenn sie sonst die besten Kameraden sind. Freilich, das vergeht wieder, und später wundern sie sich, daß sie so groß, so blass, so einander sein konnten. Aber es fällt sie immer wieder an, einen nach dem andern.

In solchen Stunden bedeutet ein Brief von der Frau oder der Liebsten eine wahre Erlösung, auch ein gutes Buch macht die Gemüter weich und erzählt uns, was jeden nach all diesem Grauen einmal in Deutschland erwartet und wie schön wir uns das Leben noch einmal einrichten werden.
Jetzt aber heißt das Gebot der Stunde: durchhalten! Durchhalten auch diesen zweiten Winter, der viel von seinem Schrecken verloren hat und gegen den alle innerlich und auch äußerlich gewappnet sind.

Kriegsbericht Hermann Löhlein

König von Italien in Sizilien

Rom, 6. Jan. (Eig. Dienst)

Der italienische König und Kaiser stattete in der Zeit vom 28. Dezember bis zum 5. Januar der Insel Sizilien einen achtstägigen Besuch ab, um persönlich die Maßnahmen zur Verteidigung der Insel zu überprüfen. Während seiner Reise, die sich zu einer Kundgebung des Glaubens Italiens an den Sieg gestaltete, besuchte der König einige deutsche Luftstützpunkte. Der König und Kaiser besuchte sämtliche Gebiete Siziliens und ließ sich von jedem einzelnen Korpskommandeur über die Verteidigungsanlagen berichten. In allen sizilianischen Städten, besonders aber in denen, die unter den britischen Terrorangriffen zu leiden hatten, wurde der König und Kaiser von der Bevölkerung mit größter Begeisterung begrüßt. In Palermo wurde kurz nach Eintreffen Viktor Emanuels Fliegeralarm gegeben. Der Souverän fuhr aber fort, die Front der zu seiner Begrüßung angetretenen Truppen abzunehmen.

Gedächtnisfeier in Nordafrika

Rom, 6. Jan. (HB-Funk)

Radio Rabat gab bekannt, daß Roosevelt Abgesandter Murphy selbst die Untersuchung des Mordes an Darlan in die Hand genommen hat und in ganz Algier zahlreiche Verhaftungen vornehmen ließ. Unter diesen Verhaftungen, deren Namen streng geheim gehalten werden, sollen sich auch einige Vertrauensleute von Giraud befinden.

Der englische „Ministerpräsident“ Mac Millan stattete am Dienstag dem USA-Generalmajor Eisenhower und anschließend Giraud einen Besuch ab. Giraud wird jetzt in Dakar erwartet, wo er vom Gouverneur von Französisch-Westafrika, Boisson, sowie von Vertretern der USA empfangen werden soll.

Das erste japanische Holzschiff

Schanghai, 6. Jan. (HB-Funk)

Wie Domei aus Hongkong meldet, lief dort am Dienstag das erste große Holzschiff, „Honshu Maru“, vom Stapel. Die „Honshu Maru“, deren Bau am 3. November begonnen wurde, ist das erste Schiff einer Reihe großer Holzschiffe, die mit Segeln und Motor ausgerüstet sind und auf den Regierungswerften in Hongkong und verschiedenen Plätzen der südlich gelegenen Regionen gebaut werden.

Kleine Mannheimer Stadtchronik

Ritterkreuz. Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Obergefreiten Luckmann, Geschützführer in einem Flak-Regt., Oberleutnant Armin Erdmann, Kompanieführer in einem Panzer-Regt., Leutnant d. R. Johannes Tillmann, Kompanieführer in einem Grenadier-Regiment.

In Ägypten tödlich verunglückt. Wie Reuter amtlich aus Kairo meldet, gehört Generalmajor Mc Laughry, der die britische Luftwaffe in Ägypten befehligt, zu den elf Toten eines Flugzeugunglücks, das sich am Montag ereignete. Unter den Toten befindet sich auch Lady Tedder, die Frau des Oberkommandierenden der britischen Luftwaffe im Mittelosten.

Die britische Ernährungsfrage. Der Sprecher des britischen Ernährungsministeriums erklärte laut Reuter am Dienstag: „Die Ernährungsfrage wird sich in den ersten sechs Monaten des Jahres 1943 bestimmt nicht verbessern. Es werden im Gegenteil auch weiterhin noch neue Sparmaßnahmen eingeführt werden müssen.“
Über 60 000 Mann USA-Kriegsverluste. Nach einer Meldung des USA-Kriegsinformationsamtes sollen die Gesamtverluste aller USA-Streitkräfte seit Ausbruch des Krieges 61 126 Mann betragen.
Kanadische Truppen in Nordafrika. Wie der Londoner Nachrichtendienst meldet, soll ein Kontingent kanadischer Truppen in Nordafrika eingetroffen sein.
Britische Botschaft mußte frieren. Wie Efo meldet, war die britische Botschaft in Washington am Montag mangels Heizöl ohne Heizung. Das Personal arbeitete in Mänteln, bis die USA-Regierung in der Nacht eine dringende Lieferung Heizöl beorderte.
Großfeuer in Chicago. In einem Vergnügungsort in Chicago geriet eine Bar in Brand, der eine heftige Explosion auslöste. Mehr als 200 Personen wurden schwer verletzt.

Nachschubdampfer im Nordmeer versenkt

Aus dem Führerhauptquartier, 6. Jan.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:
Im Dongebiet hielten auch gestern die schweren Abwehrkämpfe in unverminderter Stärke an. Angriffe der Sowjets wurden unter hohen feindlichen Verlusten abge schlagen. Eine Panzerdivision schoß dabei 31 Panzerkampfwagen ab. Im Gegenangriff vernichtete ein motorisiertes Grenadierregiment weitere 25 Sowjetpanzer sowie zwei Batterien und 22 Panzerabwehrgeschütze. An anderer Stelle zerschlug ein deutscher Gegenstoß zwei feindliche Bataillone. Die Luftwaffe bekämpfte den Nachschubverkehr und Truppenbereitstellungen des Feindes.
Im mittleren Frontabschnitt wurde ein feindlicher Kavallerieverband gestellt und vernichtet. Feindliche Angriffe gegen den

Stützpunkt Welikje Luki und südöstlich des Ilmensees wurden abgewiesen.
Jagdflugzeuge und Flakartillerie schossen über der mittleren und nördlichen Ostfront 29 Sowjetflugzeuge ab. Anlagen der Murmanbahn wurden durch deutsche Kampf- und Zerstörerflugzeuge, bei Nacht auch das Bahnhofsgebäude von Kandalakscha angegriffen.
In Nordafrika fanden nur Kampfhandlungen geringen Umfangs statt.
In Tunesien beiderseitige lebhaftere Aufklärungsstätigkeit. Die Luftwaffe griff einen feindlichen Flugstützpunkt, Flakstellungen und Panzeransammlungen an. In Luftkämpfen wurden drei Flugzeuge abgeschossen.
Ein deutsches Unterseeboot versenkte im Nordmeer einen Nachschubdampfer von 3000 Bruttoregistertonnen.

Kalkutta, Stadt in Glanz und Elend

Für Inder keine Wohnungen / Der Haß gegen die Briten

Kalkutta als die größte und wohl auch wichtigste Industrie- und Hafenstadt Indiens ist in Vergangenheit und Gegenwart oft genug beispielgebend für das Verhältnis der Inder zu den fremden Bedrückern gewesen. Seine Geschichte seit den Tagen von Lord Hastings und Clive ist ein getreues Spiegelbild der indischen Geschichte überhaupt. Kommt man mit dem Flugzeug nach Kalkutta, so landet man entweder auf dem modernen und großzügig mit mehreren Betonrollbahnen angelegten Flugplatz von Dumdum oder wassert auf dem Hooghli, dem Hauptmündungsarm des Ganges, an dem Kalkutta liegt, in der Nähe von Barackpore. Beide Orte haben eine weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt. Ersterer wegen der heimtückischen Dumdungeschosse und als Ausgangspunkt des Sepoy-Aufstandes 1857, der zweite als Ort jenes berühmten Vizekönigsfestes, der damals seinen Sitz noch in Kalkutta hatte, bis die traditionell besonders radikale Englandfeindschaft der Bengalen neben dem Klima die Regierungsverlegung nach Neu-Delhi erzwang.

Durch weitausgedehnte Fruchtfelder und ediose Elendsquartiere fährt man eine gute halbe Stunde zum europäischen Kern der Stadt. Dabei fällt, besonders in den Abend- und Morgenstunden, dem Fremden zunächst die Wahrheit der englischen Statistik auf, nach der von anderthalb Millionen Einwohnern Kalkuttas über 600 000 keine Wohnung besitzen. Diese schlafen lediglich in ihrer Sari und einige Zeitungsbücher gewickelt auf der Straße, schutzlos den Verbreitern der fruchtbarsten Malaria, den Anopheles-Mücken, ausgeliefert. Vor den Haustüren, längs der Häuserzeilen, liegen sie zu Tausenden, oft ganze Familien und Sippen, in Gruppen vereint. Des Morgens kann man sie dann um kleine Feuer hocken sehen, an denen sie ihre kalten Glieder etwas aufwärmen. Denn auch in Kalkutta ist der Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperatur empfindlich. Hierin liegt einer der Gründe, warum das indische Volk alljährlich von Seuchen und Epidemien geplagt wird. 300 Jahre englischer Herrschaft haben diesen skandalösen Zustand herbeigeführt und nichts geändert, sondern ihn im Gegenteil zu ungeahnter Ausdehnung und zu einer Selbstverständlichkeit werden lassen.

Freilich, der Briten, der als Beamter oder Kaufmann seinen Diensten oder Geschäften in dem Europäerviertel an der Chowringhee, der Hauptstraße Kalkuttas, oder in der Umgebung des riesigen Maidanfeldes nachgeht, merkt davon wenig. Von ihm hält eine zahlreiche und auf Hungerdemonstrationen gut geschulte Polizei jegliche Störung fern. Und wenn er einmal mit seiner Car einem solchen schlafenden Inder vor seiner Garagentür Arme oder Beine zuschanden fährt, so erach-

tet der Polizeiträger eine Tracht Prügel für den Inder und einige wenige Rupien Schmerzensgeld für den Briten als ausreichend. Im übrigen bemüht sich zwar jeder Engländer, seinen Besuchern die verschiedenen Sebenswürdigkeiten in Tempeln usw., die Ziegenopfer und die Blumenopfer, Leichenverbrennungen und die heiligen Affen zu zeigen, im übrigen aber vermeidet er peinlichst jede Berührung mit dem ausgebeuteten indischen Volk. Sein wichtigstes Hilfsmittel dabei ist das Auto, das er nach Möglichkeit nie verläßt. Muß er zu einer längeren Reise die Bahn benutzen, so hat er als weißer Sahib das Recht, mit seinem Wagen auf dem Bahnsteig zu fahren; er jagt dort rücksichtslos das wartende indische Publikum durch grelle Hupentöne auseinander und hält erst mit quietschendem Bremsen unmittelbar vor seinem First Class Abteil.

So ist das Bild Kalkuttas. Riesige Golf- und Poloplätze mit luxuriösen Klubbäusern, Schlemmerlokale und Prachtbauten neben 600 000 obdachlosen Indern. Der im lokomotivartigen Bulok einherfahrende britische Sahib und der an Krücken gehende, von der Malaria ausgemergelte, Inder, sie sind die äußeren Kennzeichen des Vulkans, auf dem die britische Herrschaft in Indien existiert. Wenn heute Japan seine Bombenflieger gegen Paläste, Bahnhöfe und Fabriken in Kalkutta ausschickt, dann wird der gequälte Inder ihr Erscheinen am Himmel als einen Fingerzeig Gottes, als das Morgenrot der Freiheit betrachten. Kalkutta wird in dem einmal kommenden indischen Freiheitskampf, wie immer in seiner Geschichte, eine besondere Rolle spielen. Hier ist Subhas Chandra Bose Oberbürgermeister gewesen, hier platzten die Gegensätze härter als sonst aufeinander und hier wird mehr als ein Funken ins Pulverfaß fallen.

Hinzu kamen militärische Fehler in engem Sinn. Napoleon lief auf dem ganzen langen Weg nach Moskau dauernd den Russen nach, ohne sie je richtig und entscheidend fassen zu können. Daß die Russen systematisch den Raum als Waffe einsetzten und jede Schlacht mieden - ganz im Gegensatz zum Kriegsplan der Sowjets, die im Sommer 1941 an der polnischen Grenze mit gewaltigen Angriffsarmeen bereitstanden, ganz Europa zu überfallen - das konnte der Strategie Napoleon schon in den ersten Tagen des Feldzuges merken. Darüber hinaus aber hatte ihm sein Botschafter Caulaincourt eine Erklärung des Zaren Alexander I. übermittelt, daß die Russen sich eher nach Kamtschatka zurückziehen als in der vom Feind eroberten Hauptstadt einen Diktatfrieden unterzeichnen würden. Napoleons Sonderbotschafter Narbonne, der im letzten Augenblick noch einmal zum Zaren geschickt worden war, brachte den gleichen Beschluß mit. Die Anfangsbeschlüsse des Kaisers gingen deshalb auch ganz richtig dahin, nicht nach Rußland hineinzu marschieren. In dem Manifest an seine Soldaten zu Beginn des Feldzuges sprach Napoleon nur vom „zweiten polnischen Krieg“ und noch in Wilna versicherte der Kaiser dem General Sebastiani, er werde die Düna nicht überschreiten, „denn über sie hinauszugehen, wäre in diesem Jahr unfehlbares Verderben“. Erst nach der Schlacht von Smolensk, die keine Entscheidung brachte, entschloß sich der Kaiser plötzlich gegen alle besseren früheren Einsichten, wie auch gegen den Rat seiner entsetzten Marschälle, denen die katastrophale Desorganisation des Nachschubs schwerste Bedenken machte, nach Moskau zu marschieren. Damit marschierte er in sein „unfehlbares Verderben“, nicht weil der russische Winter so kalt war, sondern weil auch die Besetzung Moskaus keineswegs die Vernichtung des Feindheeres - wir würden heute sagen: des gegnerischen Kriegspotentials - und damit den Sieg bringen konnte.

Bel den Russen sah es in diesem Winterfeldzug, wie wir aus der Beschreibung von Clausewitz wissen, der den Feldzug auf russischer Seite mitgemacht hat, nicht viel besser aus: Ihre Verluste waren hoch, die Führung miserabel. Aber sie hatten neben dem Raum die „innere Linie“ für sich, und wie gesagt, den unverständlichen Leichtsinns Napoleons. Zu allen andern Fehlern hin zog der Kaiser von dem brennenden Moskau aus nicht wie zunächst richtig geplant durch die reiche Ukraine zurück nach dem Westen, sondern die gleiche schon beim Anmarsch verwüstete und von allen Hilfsmitteln entblößte Straße.

Aus alledem geht hervor, daß Napoleon gegenüber Rußland als weltblickender Staatsmann und als Feldherr gleichermaßen versagte. Nun vergleiche man unsere heutige Lage und den bisherigen Feldzug nach Osten damit. Wir haben den Nachschub nicht vernachlässigt, wir haben einen viel kälteren Winter überstanden und wir haben es, z. B. in der Ukraine, verstanden, uns aus dem eroberten Raum zu versorgen. Aber vor allem ist unsere Führung mit der Napoleons überhaupt nicht zu vergleichen, das haben die bisherigen großen Erfolge im Osten längst erwiesen. Fritz Braun

Neuer Hauptschriftleiter des „Hakenkreuzbanners“

Mannheim, 6. Januar.

Gaulleiter Robert Wagner hat den Pg. Fritz Kaiser zum Hauptschriftleiter des „Hakenkreuzbanners“ berufen. Gaupresseamtsleiter Munz führte den neuen Hauptschriftleiter vor der Betriebsgemeinschaft des „Hakenkreuzbanners“ in sein Amt ein. Er brachte dabei den Dank der Partei für die vom Stellvertretenden Hauptschriftleiter Pg. Dr. Dammann geleistete Arbeit zum Ausdruck. Verlagsdirektor Dr. Mehls begrüßte in Pg. Kaiser insbesondere einen mit den ersten Aufbauzeiten des „Hakenkreuzbanners“ vertrauten engen Mitarbeiter und Freund des langjährigen und hochverdienten Hauptschriftleiters Dr. Wilhelm Kattermann, der als Hauptmann sein Leben für Führer, Volk und Reich gab.

Pg. Fritz Kaiser war nach seiner Kampftätigkeit als politischer Schriftleiter unter Dr. Kattermann später Hauptschriftleiter des „Alemanne“ in Freiburg, Gaskulturwart in Baden, Stellvertretender Kulturamtsleiter der Reichspropagandaleitung in München und seit Juni 1940 Hauptschriftleiter der „Straßburger Neueste Nachrichten“. Diese Tätigkeit unterbrach er von Anfang 1941 bis Juli 1942, während welcher Zeit er u. a. auch in der Kompanie von Dr. Kattermann im Fronteinsatz im Osten stand.

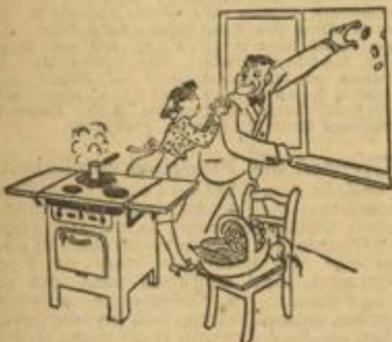
Groß-Mannheim

Donnerstag, den 7. Januar 1943

Das Geld zum Fenster hinauswerfen!

Hanni ist entsetzt. Ernst aber erklärt: das, was ich jetzt mache, tust du doch fortgesetzt. Sieh doch nur nach deinem Herd. Du hast die große Platte heiß und hast nur ein Miniaturtopfchen aufgesetzt!

Dann führt er Hanni eingehängt zum Herd und zeigt ihr so manches. Einmal, daß auch für kleine Mengen ein breiter Topf genommen wird, der die Platte - natürlich die kleinste - bedeckt, daß nur so wenig Flüssigkeit genommen wird, wie wir zum Dämpfen



unbedingt brauchen, daß sofort auf Stellung 1 (Fortkochen) geschaltet wird, wenn die Speisen ins Kochen kommen, und daß wir besonders sparsam kochen, wenn wir die Töpfe zu einem Turm übereinanderstellen.

Dabei geht es nicht so sehr ums Geld, denn der Strompreis macht nur wenige Pfennige aus, vielmehr geht es um den Strom selbst. Denn Strom wollen wir ja sparen, damit die Rüstungsarbeit für die Front nicht beeinträchtigt wird. Wenn alle elektrisch kochenden Haushaltungen nur 10 Proz. des Kochstromverbrauchs durch richtiges Schalten und richtigen Gebrauch des Elektroherdes sparen, so kommt ein Betrag an Strom zusammen, der genügt, um ganz Thüringen dauernd mit Strom zu versorgen.

Wenn es für den einzelnen nur wenig bedeutet, insgesamt gibt es eine Riesensumme ersparten Stromes für die Rüstung, getreu der Mahnung:

Strom sparen, erst denken - dann schalten!

Sieben Ritterkreuzträger sprechen in den kommenden Tagen in Mannheimer Ortsgruppen und Betrieben. Halte auch du dich für einen Vortragsabend frei!

Neues aus Feiedichsfeld

Der örtliche Obstbauverein hielt im Saal zum „Adler“ seine Jahresversammlung ab. Gleichzeitig konnte der Verein, der seine Mitgliederzahl auch im vergangenen Jahr wieder erhöhen konnte, auf sein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. In ehrenreichen Worten wurde der Gründer durch den neuen Vereinsführer Hptl. Frei gedacht. Den Hauptpunkt bildete auch diesmal wieder das Fachreferat von Gartenbaudirektor Busjäger. Die umfassenden, alle Sparten berührenden Ausführungen galten dem Gebiet des Gemüsebaues und dem Spezialgebiet des Obstbaues. Der Redner machte die zahlreich erschienenen mit allem Wissenswerten bekannt, zeichnete die Arbeiten, die es jetzt zu erledigen gilt und gab Richtlinien für das laufende Jahr. Sein besonderer Hinweis galt der Schließung der durch die vergangenen harten Winter geschlagenen Lücken in den Baumbeständen und den dadurch hervorgerufenen Mindererträgen durch vermehrte Anpflanzung von Beerensträuchern und Spindelbäumen. Den Schluß der Versammlung bildete die Ausgabe von Gutscheinen an alle Anwesenden in Gestalt von Spritzmitteln. — Zum Schriftführer wurde Mitglied Treutsch bestellt.

Ausschneiden und aufbewahren:

Unsere Gartenarbeiten im Januar

Für den fleißigen Kleingärtner gibt es keine Winterpause

Das Jahr 1943 erfordert von jedem Gartenbesitzer eine noch intensivere Gartenbewirtschaftung. Es gilt, von den Flächen noch höhere Erträge zu erzielen als bisher. Hierzu gehört ein planvolles Beginnen. In der Zeit der Winterruhe ist für den Garten ein Wirtschaftsplatz aufzustellen, in welchem die einzelnen Kulturen verteilt werden. Hierbei ist die Einhaltung des Fruchtwechsels zu beachten. Die starkzehrenden Gemüse wie Kohl, Lauch, Gurken und ähnliches erhalten Stallmist- oder Kompostdüngung, und soweit möglich auch Handelsdünger. Die Wurzelgemüse werden auf die Beete eingeteilt, wo im Vorjahre die Starkzehrer standen und erhalten nur Handelsdünger. Die Schwachzehrer, wie Erbsen und Bohnen, kommen dorthin, wo im Vorjahre die Wurzelgemüse angebaut waren und erhalten eine starke Kalkdüngung. Durch diese Wechselwirtschaft werden die Nährstoffstoffe bestens ausgenützt und der Boden gesund erhalten.

An Düngemittel werden verabreicht auf 1a-100 qm etwa 1/2 dz Stallmist oder die doppelte Menge Kompost. An Handelsdünger rechnet man pro a etwa 3 kg Thomasmehl und 4 kg Kalisalz. Diese Düngemittel streut man zweckmäßig im Laufe des Winters. Kalk darf nicht mit stickstoffhaltigen Düngemitteln zusammen gestreut werden, man gibt ihn am besten für sich allein.

Besonders wichtig ist die Pflege des eingewinterten Gemüses. Die Überwinterungsräume sind zu überwachen, vor Frost zu schützen und bei gelindem Wetter zu lüften. Faulende Gemüseteile sind zu entfernen.

Der Komposthaufen ist umzusetzen und

Die Scharhöfer verweigerten die Steuern

Eine kleine Geschichte aus längst vergangener Zeit

Mit der Eingemeindung von Sandhofen nach Mannheim vor dreißig Jahren erfolgte auch die des Scharhofs. Der Scharhof war damals nicht mehr selbständig, sondern bereits im Jahre 1899 nach Sandhofen eingemeindet worden. So ist er mit der Eingemeindung Sandhofens ebenfalls nach Mannheim gekommen.

Scharhof ist mehr Dorf als Hof und übertrifft an Umfang und Steuerkapitalien, an Produktionsfähigkeit und an Zahl der Bewohner viele Dörfer. Es ist reines Bauerndorf, wie dem Beschauer alsbald klar wird, wenn er die vielen großen Scheunen sieht, die neben mäßig großen Häusern in größeren abgeschlossenen Höfen stehen. Die Geschichte vom Scharhof selbst geht zurück bis in die graue Urzeit und ist reich bezeugt.

Eine kleine Geschichte um die Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert soll hier festgehalten werden, weil sie charakteristisch ist für den harten Willen der Erbbestände vom Scharhof. Man schrieb das Jahr 1682. In der Kurpfalz regierte Kurfürst Karl, zu dessen Gütern auch der „Scharhof“ gehörte. Der Kurfürst hatte Ländereien an sechs Erbbestände abgegeben, die hierfür jährlich 4500 Gulden entrichten mußten. In dem Vertrag war diesen Leuten Frondienst- und Schätzungs- (Steuer-)freiheit gegen einen jährlichen Satz von 45 Gulden zugesichert, und diese Abmachungen wurden auch in den Jahren 1682 bis 1716 eingehalten.

Beim Regierungsantritt des Kurfürsten Karl Philipp trat jedoch eine Änderung ein. Die Steuerfreiheit wurde aufgehoben, und auch die Scharhöfer wurden zur Steuer herangezogen. Aus diesem Grund kam es zu einem Konflikt zwischen den auf ihren Vertrag pochenden Bauern und den Behörden. Auf dem Scharhof traf der kurfürstliche Befehl ein, die Steuerkapitalien festzustellen und hiernach die Steuern festzusetzen. Die Bewohner weigerten sich jedoch energisch, die Vorbereitungen zur Festsetzung der Steuern zu treffen. Alle Mahnungen halfen nichts. Nun griff das Oberamt zu Zwangsmaßnahmen. Es erfolgte eine Exekution auf

dem Scharhof. Alles Vieh wurde weggenommen und zusammengetrieben. Bei dem Abführen des Viehes kam es auf der Mannheimer Landstraße für die vom Oberamt beauftragten Treiber zu einer peinlichen Szene: die Tiere wurden störrisch, kehrten um und flohen unter dem heißen Lachen und unter den anfeuernden Zurufen der Bauern in ihre gewohnten Stallungen. Damit war der Anschlag mißlungen.

Nun kam das Oberamt mit einer bedenklichen Zwangsmaßnahme. Es nahm den Erbbeständer Johann Tobias Weickel in Haft (er war verheiratet und hatte drei kleine Kinder) und transportierte ihn nach Schriesheim, weil das Zehntgericht dort war. Der Mann wurde im Turm gefangen gehalten. Weickel war ein schwacher Mann. Nach einem Jahr Gefangenschaft war sein Mut gebrochen, aber auch seine Gesundheit hatte schweren Schaden gelitten. Starke Schwellungen an den Füßen und sonstige gesundheitliche Störungen stellten sich ein. Seine schriftlichen Bitten an die Miterbeständer, mit Rücksicht auf ihn und seine Familie nachzugeben, hatten keinen Erfolg. Im Bewußtsein ihres verbotenen Rechtes blieben die Scharhöfer fest und standhaft in der Verweigerung der ungerechten Steuer. Um aber ihren Mitbürger nicht länger leiden zu lassen, erbot sich Johann Jakob Sprengel, ein anderer Erbbeständer, ein kräftiger Mann, an Stelle des kranken Weickel ins Gefängnis zu wandern. Er stellte sich beim Oberamt mit seinem Vorhaben, wurde aber nicht angenommen. Das Gericht rechnete damit, mit dem kranken Weickel besser fertig zu werden. Um nun aber den Weickel seiner Familie und der Freiheit wiederzugeben, gaben die Scharhöfer den Widerstand nach längerem Zögern doch auf und bezahlten die Steuern, wenn auch mit Ingrim und Widerwillen. Die Steuer betrug jährlich 270 Gulden. Man kann die Erregung der Gemüter bei dem Geldwert der damaligen Zeit wohl verstehen.

Weickel wurde nun freigegeben, starb aber schon wenige Jahre nach seiner Freilassung an den Folgen seiner Haft in noch verhältnismäßig jungen Jahren. ebo.

Kleine Mannheimer Stadtchronik

„Der Arzt Dyrander“

Eine ernste und dringende Frage an dich, deutsche Mutter: „Was weißt du von der ‚Diphtherie‘, dieser tödlichen, kindermörderischen Seuche? Was von ihrem Wesen, ihrem Erscheinungsformen? Wie steht es um die Möglichkeiten ihrer Heilung und Verhütung? Hast du auch schon etwas gehört von der Schutzimpfung gegen die Diphtherie, die auch dir die Möglichkeit gibt, dein Kind sicher vor dieser Krankheit zu bewahren? Die Reichsarbeitsgemeinschaft Schinderverhütung führt in Zusammenarbeit mit dem Amt für Volksgesundheit der NSDAP zur Zeit im Gau Baden/Elsaß eine Aufklärungsaktion über die Diphtherie durch. Sie ladet auch dich ein zum Besuch des Schauspielers „Der Arzt Dyrander“, das am 8. Januar, 19 Uhr, in Ladenburg im Bahnhofrestaurant, am 9. Januar in Mannheim im Museumsaal um 19 Uhr und am 10. Januar im Seckenheimer Schloß um 15 Uhr zur Aufführung kommt.“

Fronturlaub! Im Rahmen der Truppenbetreuung führt die NSG „Kraft durch Freude“ in Verbindung mit dem Nationaltheater Mannheim am Freitag, 8. Januar, 16 Uhr, im Nibelungensaal des Rosengartens eine Großveranstaltung durch. Zu dieser Veranstaltung, bei der sämtliche Künstler des Nationaltheaters Mannheim, das Nationaltheaterorchester, der Singchor und die Tanzgruppe mitwirken, sind alle Urlauber des Standortes Mannheim eingeladen. Der Eintritt (nur in Uniform) ist frei.

Mit dem Deutschen Kreuz in Gold wurde Hauptmann Johann Dietrich, Wallstadt, Mosbacher Str. 84 ausgezeichnet.

Das EK 2. Kl. wurde verliehen an Uffz. Hans Nüßel, Seckenheim, Meersburger Straße 11, Gefr. Helmut Behr, Friedrichsdorf, Hasengasse 27.

Wir gratulieren. Heute feiert seinen 70. Geburtstag Joseph Metzger, Waldhof, Hubenstraße 5.

Das Feld der goldenen Hochzeit begeht heute das Ehepaar Johann Rubi und Frau Margarethe, geb. Weiland, Käfertaler Straße 39.

Grüße erreichten das „HB“ von Arbeitsmann Anton Heivikus.

Wasserstand vom 6. Januar. Rhein: Konstanz 371 (unv.), Rheinfelden 167 (-3), Breisach 99 (-8), Kehl 128 (+2), Straßburg 169 (+3), Maxau 229 (-4), Mannheim 198 (-7), Kaub 134 (unv.), Köln 145 (+12). — Neckar: Mannheim 286 (-2).

Hier meldet sich Seckenheim

Über das Jahresende hat die Ortsgruppe in allen Zellen Beratungs- und Aufklärungsabende durchgeführt, die sich als sehr zweckmäßig erwiesen haben. In enger Fühlung mit den Partei- und Volksgenossen wurde hier in allen schwebenden Fragen Aufklärung erteilt und Verständnis für die im Interesse unseres Volkes getroffenen Maßnahmen erweckt.

In der Landwirtschaft ist die Arbeit jetzt durch die Witterungsverhältnisse bedingt. Die Tabakverwertungen gehen weiter. Die Dreschmaschinen sind ebenfalls noch fleißig am Werk, um die noch in den Scheunen vorhandenen Getreidemengen auszuscheiden. Da bei den großen Viehbeständen die in den Kellern eingelagerten Futtermittel aufgebraucht sind, müssen jetzt bereits Rübren aus den Mieten im Felde nach Haus gefahren werden. An Arbeit ist aber auch im Winter kein Mangel.

Schützt die Obstbaumanlagen vor Wildverbiß

In jedem Winter waren bisher mehr oder weniger umfangreiche Schäden durch Wildverbiß bei den Obstbaumanlagen zu verzeichnen. Sie traten nur dort nicht auf, wo rechtzeitig vor einsetzendem Schneefall die einzelnen Bäume, vor allem die Jungbäume, durch Einbinden mit hierzu geeignetem Material geschützt wurden.

Nachdem in den letzten drei Wintern besonders große Frostschäden - insbesondere an den Junganlagen - eingetreten sind, müssen an den Obstbaumanlagen weitere Schäden verhindert werden, soweit das überhaupt möglich ist. Zur Schädlingsbekämpfung wurden und werden zur gegebenen Zeit die nötigen Ratschläge erteilt. Heute soll nur auf den erforderlichen wirksamen Schutz - vor allem der Jungbäume - gegen Wildverbiß hingewiesen werden.

Besonders die Jungbäume werden nach größerem Schneefall und nach Eintreten von Frost gern von Wild angenommen und deren Rinde benagt. Oft werden ganze Ringe um die Stämme bis auf das Holz freigelegt, so daß die betroffenen Anlagen große Schäden erleiden, weil mindestens der Erntertrag der Obstbäume für das nächste Jahr gefährdet oder völlig unterbunden wird. Bei größeren Rindenschäden gehen die Bäume auch ein. Es liegt also auf der Hand, daß ein sorgfältiger zweckentsprechender Schutz für die Obstbäume hergestellt werden muß.

Körbe von engmaschigem Draht, die entsprechend tief in den Boden reichen, um ein Untertreiben zu verhindern, werden nur in seltenen Fällen zu beschaffen sein. Dieser Schutz hat außerdem den Nachteil größeren Arbeits- und Geldaufwandes, deshalb sei hier zum Einbinden der Bäume geraten. Hierzu läßt sich Rohr, Reisig, Ginster und dergleichen sehr gut verwenden. Der untere Teil des Materials muß fest auf dem Boden aufliegen und der obere Teil recht hoch hinaufreichen. Eine Gesamthöhe von 1/2 m ist ungenügend, weil bei höherem Schneefall die nagenden Tiere ja an und für sich höher vom gewachsenen Boden stehen und dementsprechend höher hinaufreichen. Es ist also unbedingt Vorsorge zu treffen, daß die Stämme der Bäume genügend hoch geschützt sind. Zum Einbinden der Bäume ist es jetzt höchste Zeit.

Die Räucherkerze vor 200 Jahren

Aus alten Urkunden und Niederschriften geht hervor, daß man vor zweihundert Jahren von beherrschender wie von kirchlicher Seite der „Unsitte des Tabaktrinkens“ stärksten Widerstand entgegensetzte, und daß es selbst in der Schweiz für einige Zeit die Todesstrafe für Raucher gab. Groß war die Zahl der Verbote und selbst Leseblätter von der Pfalz machte in Briefen über den Genuß des Tabaks ihrer Empörung Luft. Nun gab es aber in den späteren Jahren, als man

WENN ICH DIESER GESUNDEN JUGEND UNSERES VOLKES GEDENKE, DANN WIRD MEIN GLAUBE AN UNSERE ZUKUNFT ZU EINER FREUDIGEN GEWISSEIT DIE NSV.-ARBEIT SOLL DIESE ZUKUNFT SICHERN HELFEN!

DER FÜHRER AM 30.1.37

Dafür deinen Beitrag zum Kriegs-WHW

OPFERSONNTAG AM 10. JANUAR

Löschsand ist kein Streusand Eine Warnung für den Winter

Die Zeitschrift des Reichsluftschutzbundes „Sirene“ weist darauf hin, daß der Löschsand der Bevölkerung kostenlos nur für Luftschutzzwecke zur Verfügung gestellt wurde. Wer ihn anderweitig verwendet, etwa im Winter zum Streuen bei Glatteis, macht sich strafbar. Diese grundsätzliche Aufklärung, die natürlich örtliche Sonderregelungen nicht etwa ausschließt, will klarstellen, daß der Löschsand eine Art Munition im Kampf gegen Brandbomben ist, die nicht vergeudet werden darf.

SPORT UND SPIEL

HJ-Gebietsmeisterschaften im Eisstadion

E. P. Am Wochenende steht das Mannheimer Eisstadion ganz im Zeichen der Jugend, die sowohl am Samstag wie auch am Sonntag zu den Gebietsmeisterschaften startet. Hierzu treffen sich am Samstag 15 Uhr die Eishockey-Mannschaften der Banne Mannheim und Konstanz um die Entscheidung. Der Sieger aus diesem Spiel trifft bereits am Sonntagmorgen 14.30 Uhr im ersten Gruppenspiel um die Deutsche HJ-Meisterschaft auf den Gebietsmeister Franken (Nürnberg).

Nicht weniger interessant werden natürlich an beiden Tagen die Kämpfe im Eiskunstlauf werden, zu denen das Meidergebnis gut ausgefallen ist. Einmal mehr wird man den badischen Nachwuchs in den verschiedensten Klassen im Kürlauf bewundern können.

Sport in Kürze

Als Weltrekord anerkannt wurden die deutschen Bestleistungen von Rudolf Harbig über 1000 m in 2:21,5, Hermann Schmidt im 30-km-Gehen mit 2:30:36,6, der Nationalstaffel Seibert-Grau-Kandl-Harbig über 4x100 m mit 7:30,4 und der Speerwurf von Anneliese Steinbeuer mit 47,24 m.

Eine stolze Bilanz konnte der NSRL im abgelaufenen Jahr auch in seinem jüngsten Arbeitsgebiet, dem Kinderturnen, machen. Die Zahl der Kinderturngemeinschaften wurde auf über 3000 erhöht und umfaßte über 200 000 regelmäßig erfasste Kinder, die von reichlich 6000 Kinderturnwarten betreut wurden.

Ein noch zu lösendes Problem ist, die stark von einander abweichenden Auffassungen der verschiedenen Nationalverbände über sinn- und zweckvolles Turnen der Frauen international einheitlich auszurichten. Bis das geschehen ist, wird sich der NSRL, wohl nicht mehr an einem Frauen-Turnlänkerkampf beteiligen.

Auf ein 40jähriges Bestehen kann dieser Tage der SC Heidelberg-Neuenheim zurückblicken. Die Gemeinschaft tat sich besonders im Rugby hervor, wo 1912, 1921 und 1924 die Deutsche Meisterschaft erkämpft werden konnte.

Kurze Meldungen aus der Heimat

das Verbot über den Genuß des Tabaks etwas gelockert hatte, Menschen, die sich nicht darum kümmerten, was die liebe Allgemeinheit von ihnen dachte und lieber einen mißbilligenden Blick in Kauf nahmen, als von ihrer Raucherlust zu lassen. Ein solcher Zeitgenosse war auch Carl Graff aus Bingen, das seinerzeit - es handelte sich um das Jahr 1729 - zum Oberamt Mainz gehörte. Dieser Carl Graff war es, der das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, die erste Räucherkerze im deutschen Vaterlande besessen zu haben. Da die Rauchverbote bei der damaligen Kleinstadt überall anders lauteten, eilte er zur zuständigen Land-schreiberei, bezahlte die entsprechende Gebühr und ließ sich ein Schreiben - eine Räucherkerze - ausstellen mit dem Inhalt, daß er amtlich beauftragt sei, zu rauchen wo er wolle und wieviel es ihm beliebt. Und so fertigte man ihm ein Schreiben aus, in dem bescheinigt stand: „Verzeiger dieses, Carl Graff zu Bingen, Oberamt Mainz, hat Erlaubnis uff ein Jahr Tobak zu rauchen, gegen die der Landschreiberei bezahlte Gebühr, als 18 Kreuzer teutschen Kurs.“ So war also Carl Graff der erste Deutsche, der eine Räucherkerze besaß.

Institut für Betriebswissenschaft des Fremdenverkehrs an der Heidelberger Universität

Am Mittwoch, 13. Januar, findet die feierliche Eröffnung des Instituts für Betriebswirtschaft des Fremdenverkehrs an der Universität Heidelberg statt, in deren Rahmen unter anderem Minister a. D. Hermann Esser über die betriebswirtschaftlichen Probleme des Fremdenverkehrs und der Rektor der Universität, Staatsminister Professor Dr. Schmitthenner, über die Einordnung der Fremdenverkehrsbetriebslehre in die wissenschaftliche Lehre und Forschung an der Universität Heidelberg sprechen werden. Ferner wird der Leiter des Instituts, Professor Walter Thoms, die Grundgedanken einer Fremdenverkehrsbetriebslehre aufzeigen. — Das Institut hat in einhundertjähriger Arbeit die wissenschaftlichen Grundlagen geschaffen, die es ermöglichen, nunmehr mit der Arbeit des Instituts an die Öffentlichkeit zu treten.

Karlsruhe. In den Abendstunden wurde hier ein Radfahrer von einem großen Auto angefahren. Der Radler fiel auf die Straßenbahnseile und wurde von einem im gleichen Augenblick die Stelle passierenden Straßenbahnwagen überfahren und schwer verletzt. Der Lenker des Kraftwagens, der den Unfall verschuldet hatte, ist flüchtig. Der Zustand des verunglückten Radlers ist besorgniserregend.

Saarbrücken. Ein Lastkraftwagen geriet an einer Haltestelle aus der Fahrbahn und fuhr gegen den Gehsteigrand, wobei eine junge Frau überfahren wurde. Der Bedauernswerten wurde beide Beine abgequetscht.

Begegnung mit der Puppenfee / von Josef Berdolt, Paris

Wir entdeckten auf der Avenue de l'Opera einen kleinen Exotenladen. Da stehen verzerrte Götzen, von Negern roh geschnitten, in ganzen Marschkolonnen schneiden sie Fratzen und widern den Beschauer an: Wüstenfetsche aus der Sahara, vom Kongo. Eine ganze Sammlung exotischer Musikinstrumente weckt die Erinnerung an jenen vertrauten Klang der Weite, in dem nichts zu verspüren ist als die Sehnsucht nach tatenlosem Verwelken. Berge von grellbunten Teppichen, die daneben aufgestapelt sind und zur ruhenden Ausbreitung laden, runden das Bild ab. Nur ein Buch der Auslage lockt uns: „Die Sahara in hundert Gesichtern“. Wer Sahara-Städte durchwandert und diese fern, unendlich fernen Gesichter in ihrer Vielfalt geschaut hat, den drängt es, weiter zu forschen...

Ein altes Mütterchen fingt uns das Buch aus einem Wust von Negerzeug und Wüstenkram heraus. Es ist ein gutes Buch, sagt sie, aber sie hat es nicht gelesen. Sie liest keine Bücher mehr. Ihre Augen schaffen es nicht mehr und eine Brille, nein, eine Brille wird sie nie tragen: das „verunstaltet“ zu sehr. Das sagt die Alte so scheu, als ob sie ein junges Mädchen sei, und blickt dabei leise verträumt in die Ferne... Jetzt erst sehen wir sie, diese Verkäuferin im Exotenladen, entdecken das fein geschnittene und doch so verhärmte Gesicht unter dem schwarzen Hut, der so ist, wie ihn unsere Großmütter getragen. Der Mantel, den sie über das schwarze Kleid gezogen hat, wirkt älter als sie selbst. Ja, es ist kalt im Laden, sagt sie, weil wir sie so betrachten, was ihr peinlich ist. Sie lenkt ab, wir müssen die senegalesischen Pauken hinten in der Ecke betrachten. Das ist natürlich keine Musik, sagt sie, diese Geräusche, die aus den Saiten gezupft werden, die über einen Schildkrötenpanzer gespannt werden und an einem rohen Stil enden. „Nein, Musik ist doch etwas ganz anderes.“

Da steht sie klein, schwächling, verkümmert, aber mit leuchtenden Augen, die weit, unendlich weit in die Ferne blicken, und die knöchernen Finger spielen, trommeln plötzlich, tanzen einen straffen Rhythmus auf der Lammfellpauke, auf einer der vielen, die gerade greifbar sind. Kennen Sie das? fragt ihr junger, strahlender Blick. „Mozart“, sagt sie feierlich. Will sie uns zum Narren halten in all dem Zauberkrum und Fettschwirrwarr?

Aber sie sieht sich nun selbst etwas verwirrt, halb erschrockt, halb bestürzt, und faßt sich wieder, richtet sich auf und spricht dann, schüchtern und innerlich doch selbst sicher: „Ja, sie ist noch immer in mir, die Musik, sie bleibt mir.“ Es ist ein Bekenntnis, und zwar ein glückliches. „Ich bin nämlich die Puppenfee, die erste Puppenfee...“ Sie sagt es wie ein braves Schulkind, das seine Aufgabe gelernt hat. „Ja, ja, die Puppenfee“, bekräftigt sie auf deutsch, was ihre Stimme noch kindlicher macht.

Die Puppenfee? Jenes getanzte Bühnenstück, das seit Jahrzehnten um die Weihnachtszeit zum Entzücken aller Kinder überall immer wieder auf den Spielplan gesetzt wird. Erst Humperdinks „Hänsel und Gretel“ und dann die „Puppenfee“. Wer kennt die Puppenfee nicht? „Ja, ja, die bin ich“, bestätigt die Alte eifrig. Die zerzausten Straußenfedern ihres Hutes kommen ins Wippen, so begehrt ist sie jetzt. Ja, das war nämlich so: Damals, als das „neue“ Stück geschrieben und komponiert war, da wollte es kein Theater annehmen. Es war nämlich so „übermodern“. Aber die Pariser Oper hatte eine ausgezeichnete Solotänzerin. Was sie tanzte und tänzerisch inszenierte, war immer ein Erfolg, auch wenn die Musik und das Stück gar nichts taugten. Alles konnte die Oper mit ihr wagen. Und so wagte sie die „Puppenfee“, die dann ein Weiterfolg wurde und unvergänglich blieb. „Ja, das war ich“, sagte das Mütterchen, nun stolz und freudig erregt, weil sie sieht, daß auch wir irgendwann vor langer Zeit und irgendwo in weiter Ferne noch einen Schimmer vom Glanz und Ruhm ihrer Puppenfee abbekommen haben.

Und wann war das? fragen wir etwas ungläubig. „1894“ sagt sie prompt und nestelt an ihrem Beutel, der an langen Schnüren am Arm baumelt. „Oh, ich habe ihn gut aufbewahrt, den Film, den sie damals für mich gemacht haben“. Ein Film? Damals? Sie wühlt und findet endlich ein abgegriffenes Büchlein. Das hält sie in der Linken und dacht an die Augen, streicht mit der Rechten zügelnd darüber hin, daß die Blätter hintereinander vorbeiflitzen. Wahrhaftig, ein Film, die Urform des Filmes. Hundert kleine Einzelaufnahmen von aufeinanderfolgenden Stellungen, eine minutöse Arbeit. Streicht man mit der Hand darüber, so daß die Bildchen rasch hintereinander vorbeiblitzen, dann wird die Gestalt lebendig, sie bewegt sich, schwingt, dreht sich, springt, tanzt. Und wirklich! Dieses beschwingte, federleichte Wesen, das rast-

los in Pirouetten dreht, diese liebreizende Puppenfee aus dem Märchen, - das ist sie, unser altes Mütterchen, das hier vor uns im Exotenladen steht, zwischen Wüstenkram und Negergötzen! „Ja, ich bin die Ur-Puppenfee“, sagt sie, froh und stolz, weil wir sie auf den alten Bildchen noch zu erkennen vermochten.

Wie sie in den Exotenladen gekommen ist, um hier zu enden, will sie uns nicht sagen. Das ist eine lange, traurige Geschichte. „Aber sehen Sie, ich werde nie sterben, denn „meine“ Puppenfee lebt ja und wird immer weiterleben. Mehr kann ein Mensch vom Leben nicht verlangen.“

Nachdenklich verließen wir den Laden. „Die Sahara in hundert Gesichtern“ hatten wir gekauft. Das Gesicht der Puppenfee war uns als Überraschung mitgegeben worden.

Maike und ihr Zauberwort / von Willi Fehse

Maike heißt unser Töchterchen. Sie wird jetzt siebzehn Monate alt, „batiert“ behende, wie man in der Kleinkindersprache sagt, und beginnt allerliebst zu kauderwelschen und zu plappern. „Mami“ und „Papa“ brachte sie freilich bereits vor Monaten heraus, und ihr Begehren nach Kuchen und Früchten wußte sie schon lange durch „Mamm“ oder „Da-da“ auszudrücken.

Aber all diese Laute, so kräftig sie zuweilen auch gerufen werden, haben doch, wie Klein-Maike inzwischen gelernt hat, bei weitem nicht die Wirkung auf ihre Umgebung wie ein anderes Wort, das ein bestimmtes Bedürfnis umschreibt. Maike ist allmählich dahintergekommen, daß sich damit mühelos eine kleine Aufregung in der Welt der Erwachsenen erzeugen läßt. Dieser Ruf veranlaßt die Großen, ihr unverzüglich die Türen zu öffnen und sie eilends über den langen, rotgeläuterten Flur ins Badezimmer zu führen. Es ist herrlich, wie man mit diesem beschwörenden Wort den großen Bruder Klaus, die Mutter oder Ilse, ja, wenn niemand sonst in der Nähe ist, sogar den Vater am Schreibtisch in Bewegung setzen kann. Man hat mit diesem Wort die Erwachsenen gleichsam am Bande; sie parieren aufs Wort. Selbst aus der niederträchtigen Einsamkeit des Bettchens und Kinderzimmers kann man mit selbster Hilfe vorübergehend erlöst werden. Was Wunder, wenn Maike die Zauberkraft dieses Wortes wieder und wieder erprobt!

Sie weiß es dabei mit kindlicher List so einzurichten, daß das Vertrauen der Erwachsenen nicht etwa ständig getäuscht, sondern hin und wieder auch gerechtfertigt wird. Auf diese Weise wissen die Geplagten dann gar nicht mehr, ob sie ihr mißtrauen oder glauben sollen, und um Katastrophen vorzubeugen, lassen sie ihr deshalb für alle Fälle jedesmal den Willen. Ist der Weg über den Flur erst getan und die Tür zu dem heimlichen Gemach geöffnet, nun, so kann man immer noch durch ein treuherziges „Nein-nein“ zu verstehen geben, daß Maike ja nur die Großen mal narren wollte. Es ist ihr zum Zauberwort geworden, das die wunderbarsten Spiele entfesselt...

Später, kleine Maike, wenn du groß bist, wirst du andere Worte gelernt haben, die die Menschen bewegen und ihre Türen, ja, vielleicht auch ihre Herzen öffnen können. Allerdings dürften sie dann wohl anders klingen, edler und vornehmer, nehme ich an. Aber, was heißt hier edel und vornehm? Können nicht ein kindliches Schelmchenlächeln und ein unschuldiger Mund auch das alltäglichste Wort veredeln, daß es sich über seinen Sinn und seine Gewöhnlichkeit erhebt und lieblich wird? Siehst du, es wäre vieles darüber zu sagen...

Aber da ruft sie schon wieder, die kleine Maike! Es ist niemand sonst in der Nähe. Ich komme schon, Maike, ich komme...

Furtwängler als Spielleiter / Wagners „Tristan“ in Wien

Zwei Momente geben der Neuinszenierung von Richard Wagners „Tristan“ in der Wiener Staatsoper das besondere Gepräge: die Zusammenfassung der musikalischen und szenischen Leitung in der Hand Wilhelm Furtwänglers und die Erneuerung des Bühnenbilds nach den Entwürfen Alfred Rollers aus dem Jahre 1903. Wilhelm Furtwängler interpretierte in der Mimik der Geste, den Bewegungen der Darsteller auf der Bühne, was sich in der Musik, in dem vielverzweigten Aderwerk der Partitur mittels der psychologischen Leitmotivik, dem seelischen Kontrapunkt der einzelnen Stimmen durch Verknüpfung des Organs ausdrückt, und schuf dadurch das ergänzende Korrelativum für das Auge. Die Verbindung von Orchesterraum und Bühne wurde inniger denn je. Das Instrumentale schien sich noch zwangloser mit dem Vokalen zu einer Einheit zu verschmelzen. Der bekennende Zug in Wilhelm Furtwänglers Interpretation trat ungemein intensiv in Erscheinung, wozu auch das virtuose Instrument des Wiener Philharmonikerorchesters wesentlich beitrug, dessen klanglichem Reichtum alle Farbnuancen von Richard Wagners Tonpalette erreichbar sind.

Bei der Erneuerung von Alfred Rollers Bühnenbildern handelte es sich keineswegs um einen bloßen Akt der Pietät oder um ein historisches Experiment. Diese Inszenierung wirkt heute so lebendig wie je. Sie ist so stark aus dem Geiste der Musik geboren, daß sie wie diese nicht an eine knappe Zeitepoche und ihre Mode gebunden erscheint.

Eine glänzende Solistenbesetzung mit Max Lo-

renz und Anny Konetzni in den Titelfolgen gab der Aufführung beste Gewähr für außergewöhnliche Qualität. Der Erfolg war außerordentlich. Die Darsteller und Wilhelm Furtwängler wurden mit Beifall überschüttet. Roland Tenschert

In einem Gespräch, das Generalkulturreferent Walter Thomas mit Wilhelm Furtwängler führte, erklärte der Dirigent, daß er sich schon während seiner Tätigkeit als Kapellmeister in Mannheim mit Regiefragen befaßt habe. Im allgemeinen sei eine Personalunion von Kapellmeister und Regisseur nicht empfehlenswert. Wenn er jetzt die szenische Einstudierung des „Tristan“ übernommen habe, so bleibe er auch dabei in erster Linie als Musiker tätig. Bei den Werken Wagners hingen die Geste und Bewegungen der Sänger so eng mit der Musik zusammen, daß Musik und Darstellung kaum zu trennen seien. Das gelte in gesteigertem Maße vom „Tristan“, wo der Regisseur vor allem die Aufgabe habe, der Musik zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Der wiedergefundene Dionysos Die Athener Presse berichtet, daß deutsche Archäologen und Angehörige der Propagandastaffel eine Statue des Gottes Dionysos aus dem Archäologischen Museum in Athen zurückerkennen konnten. Es handelt sich um eine aus dem sechsten Jahrhundert vor der Zeitwende stammende Statue, die zum ersten Male im Jahre 1880 aufgefunden worden ist, und deren Rumpf seit dem Jahre 1929 wieder verschwunden war. Die deutschen Archäologen fanden jetzt den Rumpf wieder auf.

Der Ruf des Augenblicks

Zuweilen brechen ich im unbeirrten Lauf von Monaten und Jahren uns Augenblicke auf, die uns aus unserer Ruhe heben, daß wir im Innersten erbeben, was wir in tausend nicht gefunden, das sind die heiligen Sekunden, wo wir durch alle Dinge schauen und worauf wir Jahrhunderte erbauen. Schütze Rolf Werbelow.

Deutsche Opernsaison in Barcelona

Im Gran Teatro del Liceo in Barcelona haben die Bühnenproben für die deutsche Opernsaison begonnen. Sie wird ab 1. Januar zwanzig Aufführungen deutscher Werke unter deutscher Leitung und mit deutschen Solisten bringen. Mit einem Ensemble namhafter Sänger von verschiedenen Bühnen wird wieder Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ aufgeführt, teils von Franz Konwitschny, teils von Franz von Hößlin dirigiert. Zum ersten Male in Spanien erscheinen „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauss und Mozarts „Idomeneo“. Die Spielleitung hat für alle Werke Generalintendant Hans Meißner, Frankfurt.

Grenzen der Fluggeschwindigkeit

Prof. Dr.-Ing. Kleinwächter vom Fluggeschwindigkeitsinstitut der Technischen Hochschule Danzig behandelt in der „Umschau“ die Grenzen der Fluggeschwindigkeit, da man bei dem augenblicklichen Stand der Flugleistungen leicht annehmen kann, daß die Flugleistungen ins Unbegrenzte gesteigert werden können. Bei der jetzt gebräuchlichen Form der Flugzeuge und Flugmotoren ist dies jedoch nicht der Fall. Denn nähert sich die Fluggeschwindigkeit der Schallgeschwindigkeit, die etwa 1200 km/h in Bodennähe beträgt, so wird die Luftströmung um das Flugzeug grundlegend geändert. Die Zusammenpressbarkeit der Luft spielt dabei eine ausschlaggebende Rolle. Es entstehen örtliche Verdichtungsstöße, der Auftrieb wird kleiner und der Widerstand wächst gewaltig an, damit aber auch der Leistungsbedarf des Flugzeuges. Außerdem hat man festgestellt, daß die Schallgeschwindigkeit aus aerodynamischen Gründen vorläufig eine unüberwindliche Schranke darstellt. Solche Geschwindigkeiten sind auf einer Luftschraube nicht unterzubringen, weshalb die Entwicklung dahin drängt, zwei Luftschrauben einer Hohlwelle so anzuordnen, daß sie in gegenläufiger Bewegung arbeiten. Größere Geschwindigkeiten stellen aber auch höhere Anforderungen an das Material. Ganz abgesehen davon wird auch eine physiologische Geschwindigkeitsgrenze beim Piloten bemerkbar. Bei der normalen Sitzanordnung wirken die Fliehkräfte in Richtung Kopf - Gesäß so, daß Gehirn und Augen weniger durchblutet werden und schließlich das Gesichtsfeld gänzlich verdunkelt wird. Der Blutrückfluß zum Herzen wird geringer bis schließlich der Geschwindigkeitskollaps eintritt. Aus all dem geht hervor, daß bei der augenblicklichen Standardform der Flugzeuge die erreichbare Höchstgeschwindigkeit beträchtlich unter der Schallgrenze bleibt. Ak.

Kleiner Kulturspiegel

Die Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde, Mannheim, veranstaltet in Gemeinschaft mit dem „Verein für Naturkunde“ am kommenden Sonntag im Aula-Gebäude A 4. I einen Lichtbildvortrag, den Professor Dr. Hans Schrepper, Würzburg, über „Finland, Land, Volkstum und Wirtschaftsleben“ hält.

Am 12. Jan. wird im Alten Schloß in Straßburg eine 250 Werke der Malerei, Graphik und Plastik umfassende Ausstellung sudetendeutscher Künstler eröffnet.

Im Kleinen Haus der Württ. Staatstheater in Stuttgart kommt am 17. Jan. „Das Dementi“, Lustspiel von Wilhelm Utermann, zur Uraufführung.

Der Filmtheaterbesuch hat in Großdeutschland im Oktober 1942 mit 96,3 Millionen ein Spitzenresultat erreicht. Die Steigerung der Besucherzahl gegenüber dem September 1942 betrug 18,2 Millionen, gleich 11,8 vom Hundert.

Das Stadttheater Oberhausen (Rheinland) erwarb zur alleinigen Uraufführung die neue Operette „Der Kurier der Kaiserin“ von Hans Waldemar Bielenberg, Text von Erich Arlt.

Im Jubiläumskonzert der Leipziger Singakademie kam das Chorwerk von Hans Stieber „Das Leben ein Tanz“ zur Uraufführung.

Sani Martina und

ROMAN VON M. CAUSEMANN

33. Fortsetzung

Es liegt in Ihrer Hand. Sie können entscheiden, ob Sie und Herr Bisping morgen dem Gelächter der gesamten Belegschaft preisgegeben sind oder - Er schwieg bedeutsam und betrachtete die weiße, feste Asche seiner Zigarre.

Martina sah ihn durchdringend an und wußte, daß sie von dem kaltherzigen Mann keine Schonung erwarten konnte. Abgrundtiefer Haß stieg in ihr auf und trieb Tränen der Empörung in ihre Augen.

„Ich erwartete von Ihnen, daß Sie wie ein anständiger Mensch handeln“, sagte sie nach Minuten. „Ich habe mich geirrt.“ Mit Anstrengung suchte sie nach den nächsten Worten. „Weil ich menschlicher sein will und nur, weil ich an den Ruf Bispings denke, gehe ich auf Ihr entwürdigendes Angebot ein. Stellen Sie mir den Vertrag zu, ich werde ihn unterschreiben - mit der Vereinbarung, die ebenso bindend ist: daß ich in dem Augenblick die Arbeit niederlege, in dem ein Wort über mein wahres Verhältnis zu Herrn Bisping laut wird. Es ist selbstverständlich, daß ich mein Tagebuch zurückerhalte.“

Sie verließ das Zimmer und wußte, daß sie ihn, den alle fürchteten und für kalt und unverletzlich hielten, empfindlich beleidigt hatte. Gehetzt eilte sie fort. Sie löste eine Fahrkarte nach Nikolassee. Von Angst und schweren Befürchtungen getrieben, lief sie durch den Wald zum Strandbad.

Als sie weit von allem fröhlichen Getriebe in einer Ecke still im weißen Sand ausgestreckt lag, stieg ihr Mißbehagen, wenn sie an die Unterredung dachte. Aber sie fand

keinen Ausweg, als das Schweigen Lacours mit ihrer Arbeit zu erkaufen. Warum legte er solchen Wert auf ihre Arbeit, daß er Mißachtung und Beleidigungen einsteckte? Sie starrte in den Himmel, sah den treibenden, weißen Wolkenfetzen zu; sie hörte das glückliche Jauchzen badender Menschen, sah das Wasser des weiten blauen Sees und fand keine Antwort. Sie wurde müde und dachte darüber nach, wieviel leichter ihr Leben gelaufen wäre, wenn sie damals nicht die lokkende Seide gekauft hätte...

Martina und Melanie saßen in ihrem kleinen Wohnzimmer und besserten Wäsche aus, eine Arbeit, die Martina mit besonderer Sorgfalt ausführte, weil sie, seit sie Kind war, den Wert der Dinge kannte. Es klingelte.

Wer konnte so spät noch kommen? Melanie wunderte sich. Sie nahm die Brille von ihren kurzschichtigen Augen und ging zur Tür, um aufzuschließen. Zurückhaltend musterte sie den breitschultrigen Mann, den sie nicht kannte und der mit dunkler, seltsam ein-dringlicher Stimme nach Martina fragte.

„Ja - sie ist zu Hause“, sagte sie erregt, als er seinen Namen nannte. „Bitte -“ Sie öffnete die Tür. Verlegen folgte sie ihm, weil sie wußte, daß Martina nur ein leichtes Hauskleid trug und daß ein Zimmer, in dem Wäsche ausgebleicht und Strümpfe gestopft werden, unordentlich aussah.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit faßte sich Martina. Sie erhob sich, schlug die weiten Falten ihres Hauskleides übereinander und trat ihm entgegen.

„An Sie hätte ich nie gedacht!“ sagte sie mit leichtem Lächeln. „Sie müssen entschuldigen -“ Sie wies auf den mit Wäschestücken bedeckten Tisch. „Nehmen Sie bitte Platz!“ Sie schob einen Sessel heran. Am Beben ihrer Hände und dem schnellen Heben und Senken ihrer Schultern merkte Bisping, daß sie mit großer Kraftanstrengung ihre Erregung niederdrückte.

Einen Augenblick blieb er unschlüssig. Dann nahm er Platz. „Ich dachte nicht, daß ich Sie stören könnte - ich vergaß, daß es schon spät ist. Ich hatte nur den einen Wunsch, Sie zu sprechen, seit ich heute Abend endlich in Berlin ankam.“

Er kaum merkliches Lächeln kräuselte Martinas Lippen. Er sagte „Sie“, weil Melanie anwesend war, dachte sie bestürzt. Dann wurde sie traurig. Der große, selbstsichere Mann nahm Rücksicht auf Melanie, die, schmal und unscheinbar, mit weißem, kleinem Gesicht sich bemühte, Ordnung zu schaffen.

„Bitte - lassen Sie!“ wehrte Bisping, doch Melanie ließ sich nicht hindern. Sie breitete eine blaue Decke über den Tisch, holte zwei Gläser, stellte eins vor Martina, das andere schob sie Bisping hin, ging in die Küche, brachte eine Flasche Rotwein und eine Schale mit Konfekt. Dann reichte sie beiden die Hand um sich zu verabschieden.

„Ich habe stundenlang auf dich gewartet, Martina - warum kamst du nicht? Als die Zeit verstrichen war und ich die Gewißheit hatte, daß du mich genarrt hast, lief ich durch Prag - trank und kehrte erst beim Morgengrauen in mein Hotel zurück. Vielleicht hat es mich davor bewahrt, dir zu sagen, wie lange ich dich schon gern habe. Warum lüfst du ohne jede Nachricht davon?“

Martina schlug die Beine übereinander und griff nach einer Zigarette. Sie spürte die Gefahr, die in seinen Worten und in ihrem Alleinsein lag.

„Es ist nicht leicht, auszusprechen, welche Stimmungen einen Menschen zum Handeln zwingen. Ich konnte nicht länger in Prag bleiben. Ich wollte Sie nicht wiedersehen. Darum fuhr ich nach Berlin. Erinnern Sie sich, aus welchem Grunde ich zu Ihnen kam? Sie sollten mir helfen, unser Verhältnis zu lösen, und die gleiche Bitte stelle ich auch heute an Sie!“

Bisping sah sie grübend an und schwieg und goß sich schweigend ein Glas Wein ein.

Die Aufg

Der Reichsverweigerer der Binnenschiffahrt gerichtet. Binnenschiffahrtleistung in Rekordleistung. Das auch an Reich war. Die Müller weiter auf Fahrt verbindet noch wird das Jgen Winterstand ersähen als O g n s c h i f f a h r t g e t r i e b l i c h e n N o t b e s c h e i d w e i l k a n n a n d e r m a s s e n, w e l c h e L e i s t u n g s w i l l e w a r u n d i s t H i p f a n d d a f ü r, d e n n e u e n J a h r e i n f ü l l u n g d e r A u f w i r d. D e r R e i c h e n A u f r u f, i n d e s c h i f f a h r t f ü r i b e r s c h i f f a h r t, D r. h. A u f r u f z u m A u s s c h i f f a h r t a u c h K r i e g s j a h r e b e r i n g e r t e m P e r s o n e n l a s t u n g d e r F a h r u n g w u r d e n V o n w e i t e r e n d e u t s c h e n V o l k e r E i n g e b e n d e b e g r u p p e B i n n e n s c h i f f a h r t d e u t s c h e n B i n n e n t o n n e n e i n l e i t e n d e d i e i h r d e m R e i c h e s g e s e l l t h a t. T r o t z z a h l f o l g s c h a f t s m i t g l i e d e r S c h w i e r L e i s t u n g s a n d u n d s o g a r z u ü b e r d i e B i n n e n d a m i t i n d i e L a N a c h s c h u b f ü r a u s r e i c h e n d e r M e i n a n d e r l i e g e n d e K o h l e n- u n d E r z h a b e n d a z u b e i t z u n d P r i v a t s c h i f f a h r t u n d S c h i f f s t u n g F a h r z e u g u n d j e U m d e n d e u t s c h e n, m u s s t e n, d a s s a m t l i c h e u n d s e r e A n a p t a s e C h a r a k t e r h ä l t e r i n E r e c h w a n d l u n g b l i e b s c h i f f a h r t n i c h t n i c h t n u r d e m n e u e n A u f g a b e n B i n n e n s c h i f f a h r t a u s g e o r d n e t E i s s i e t z t d a r ü b e r i s t, n i c h t n e u e n g l i c h a n a p t a s s c h i f f a h r t u n t e r

